



Feierabend



Liebe zwischen den Anschläffen.

Von Hans West.

Der Geschäftsreisende Efreu Jonescu passierte seit Jahrzehnten wöchentlich zweimal die kleine Bahnstation, die für Tausende allerdings nur dadurch eine besondere Bedeutung hatte, daß sie am Kreuzungspunkt zweier Bahnlinien der im übrigen nicht sehr lebhaften Gegend lag. Tausende fluchten, die auf dem gottverlassenen Bahnhof stundenlang auf den Anschluß warten mußten. Denn für das schnelle Weiterkommen der Reisenden, meist Landleute und Händler, hatten die Herren in Bufarest schlecht gesorgt.

Efreu Jonescu aber tobte und wettete nicht. Zwar der Verdienst in diesen Zeiten war zu gering, als daß er sich den Luxus großer Herren leisten könnte, zu verweilen, wo es ihm pakte, doch wenn nur die ersten Lichter der Blockhäuser und Stellwerke jenes Bahnhofes auftauchten, griff er schon hastig nach seinen Gepäcksstücken und stellte sich an die Tür, um keine Sekunde des kostbaren Verweilens verstreichen zu lassen.

Efreu Jonescus mehr an Mißerfolgen, denn an reichen Erlebnissen reiches Kommisbaflein kreiste eigentlich um diesen verlassen Punkt. Der war ihm ein stiller, leuchtender Posten in allen seinen Kalkulationen — der kleine, ärmliche Bahnhof von Boljanowitsch . . .

Im Wartesaal für die Distriktsbeamten und sonstigen Honoratioren saß er dann auf einem zerklüfteten Sofa neben dem Ofen Stunde um Stunde und starrte verklärt und mit leuchtenden Augen zum Schantisch hinüber.

Dort, hinter Gläsern und Flaschen, gewöhnlich über eine Handarbeit gebeugt, saß die schwarze Mirjam und blickte von Zeit zu Zeit ebenso leuchtend und irre zu dem stillen Reisenden hinüber, in dessen blaßem Antlitz eine verhaltene Sehnsucht war.

Ach, es war nichts zwischen dem Reisenden Efreu Jonescu und der schwarzen Mirjam. Wie sollte auch etwas sein! Etwa ein Verhältnis, wie es den Kavallerieoffizieren und den hohen Herren vom Gouvernemen nachgesagt wurde, wäre ihm absurd erschienen. Oder gar, wie er es in den Rahmen der Journale las . . .

Freilich, er hätte schon einmal so einen Roman mitspielen mögen. Aber der Rei-

sende Efreu Jonescu wußte, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen dürfen. Er lebte unter dem ständigen Schatten einer trostlosen Jugend. Es gibt Menschen, die ihr Leben lang geschlagen und getreten werden, und sich darum schon duden, sobald jemand — und sei es zum Streicheln — nur zu ihnen tritt. Fürchterliches hatte er bei den Eltern miterlebt. Die Mutter hatte sich in den Brunnen gestürzt, der Vater hatte sich totgeschossen. Er hatte, aus dem Unterbewußtsein seiner Kindheitseindrücke, eine lähmende Angst vor jedem Weibe.

Doch Mirjam gegenüber wurde er ein träumender Poet. Wenn er im Wartesaal ihr gegenüber saß, flocht er leise klingende, sehnsuchtdurchzitternde Lieder um ihr Haupt. Ihren vollen, braunen Nacken schmückte seine Phantasie mit gleißendem Schmuck.

Einmal, im Anfang, hatte er den Jungen, der die Teegläser zutrug, leise gefragt, wer das Mädchen sei, und schnell, als wollte er eine Mißdeutung ersticken, dem Jungen ein leichtsinniges Trinkgeld zugeschoben.

„Das ist die Schwester des Wirts!“ hatte der Junge geantwortet. Nach ihrem Namen zu fragen, hatte Efreu nicht gewagt.

Das war auch ganz nebenächlich. Wußte etwa das Mädchen etwas um ihn, den stillen Kommis Efreu Jonescu? Und doch liebte sie ihn mit ihren Blicken! Wenn er leise, sich gleichsam entschuldigend, durch die Tür trat, dann gab sein Erscheinen ihrem Körper einen jähen Ruck, und ihre Blicke hingen an seiner Gestalt, daß ihm das Blut zu Kopf schoß.

Es war bei dem Mädchen gewiß nicht Absicht, so seine Aufmerksamkeit zu wecken; doch mit schweren Schritten ging er dann an seinen Platz, und während er den Mantel etwas zu unständig ablegte, spürte er den heißen Blick ihrer immer ein wenig schwermütigen Augen an ihm haften.

Sie haben nie ein Wort gewechselt in diesen Jahren. Doch oft sah sie zu ihm hinüber. Habt ihr schon rote Frauenlippen gesehen, die — ganz losgelöst von aller Schen — auch entgegenleuchten? So waren Mirjams Lippen in diesen Augenblicken. Halb geöffnet und leise erzitternd . . .

Dann übergieß es den stillen, demütigen Mann wie lodernes Feuer, und seine Blicke hingen versunken an ihren Lippen . . .

Wenn sie ihm den Tee bereitete, geschah es mit erregten Bewegungen ihrer kleinen Hände.

Wenn er nach Stunden sich erhob und unständig seinen Mantel überzog, und wenn er dann schleppenden Schrittes sich zur Tür wendte, dann blühten ihre Lippen ihm entgegen, und ihre Augen sahen ihm mit leisem Winken nach.

Schüchtern wagte er dann nickend einen Gruß. Und tagelang kreisten wieder seine stürmischen Gedanken um den armfeligen Bahnhof von Boljanowitsch.

Fluchend verließen wieder ein paar Bauern und Viehhändler den einfahrenden Zug und gingen mit dröhnenden Schritten zum Wartesaal hinüber. Still und bescheiden, wie es sich für einen armen Schlucker geziemt, folgte Efreu Jonescu. Doch sein Herz schlug stürmisch, als er den Türgriff in die Hand nahm.

Umso größer war seine Verwunderung, als Mirjam nicht auf dem gewohnten Platz hinter dem Schantisch saß . . .

Aber gewiß war sie durch den Bruder abgerufen worden. Sie würde schon gleich kommen. Geduld, Brüderchen, bald wird sie durch die Tür treten, dachte Efreu Jonescu und setzte sich in seiner Ofenecke zurecht.

Und lauschte auf nahende, leichte Schritte. Doch er wartete vergebens. Eine Viertel, eine halbe Stunde.

Dann trat der kleine Bub in den Raum. Gleichgültig und die Manieren eines Weltmannes heuchelnd, fragte er so obenhin, den Kleinen:

„Wo habt Ihr denn das Mädchen gelassen, die kleine, schwarze Prinzessin dort drüben?“

Der Junge sah in ein wenig mißtrauisch an und trat von einem Fuß auf den andern. Doch er mochte wieder ein Trinkgeld wittern. So neigte er sich flüsternd zu dem Gast:

„Aber nicht verraten, Herr! Das Fräulein mit den stillen Madonnenaugen ist gestern nacht ausgerückt. Mit einem Gast, der sie wohl beschwatzt hat. Freilich, der Doktor Bruffoff — Sie wissen, ein kluger Mann — sagte, sie sei vor sich selbst davon-gelaufen. Weil es hier so verrückt eintönig

und schmutzig sei und sie eben, trotz ihrer sanftesten Augen, den Teufel im Blut habe. Den Teufel, Herr, ist das nicht toll! Aber vorhin viel mir ein, da hat der Doktor gewiß einen Scherz gemacht. Denn auch Sie werden zugeben, daß es Unfuss ist. Wie kann man vor sich selbst davonlaufen . . . !"

Erfrens Augen wurden weit und starr. Mit fliegenden Händen tastete er über den Tisch. Mit bleichen Lippen stammelte er:

„Nein, nein — vor sich selbst — nein, nein! Das kann man wohl nicht gut. Nur manchmal, glaube ich, Brüderchen, manchmal. Aber das ist gewiß Wahnsinn . . . !“

Jäh fiel sein Kopf auf den Tisch, und der arme Schlucker Efreim Jonesku weinte leise in sich hinein . . .

Verschwender.

Autos sind nützliche und notwendige Dinge. Man bekommt schon von 2500 M. an gute Wagen. Aber 20.000 bis 40.000 M. für ein Auto auszugeben, läßt sich in einer Zeit, in der Millionen Menschen ohne Brot und ohne Wohnung sind, nicht mehr rechtfertigen. Das gehört ebenso zur Verschwendung wie jenes Diener zu zwölf Gängen, das zur letzten Silberfeier ein Hotel für 50 M. abgab. Dieser sinnlosen Verschwendung begegnen wir auf Schritt und Tritt. Sie ist jedoch nicht immer eine Folge irgendwelcher Nachkriegserscheinungen, wie gewisse Moralpächter uns gern glauben machen wollen. Verschwender hat es zu allen Zeiten gegeben. Das mögen die folgenden Beispiele lehren:

Vor 50 Jahren wurde eine schöne Schibee mit 500 M. bezahlt — man bedachte: eine Blume, die in vier, fünf Tagen verwelkt.

Erzkaifer Wilhelm II. und der König von England ließen für sich besondere Zigarren herstellen, von denen schon vor dem Kriege das Stück 15 bis 30 M. kostete.

Der Schah von Persien besaß eine Küchen-Einrichtung, die auf dem ganzen Erdball ihresgleichen suchte. Fast alle Töpfe, Teller, Schüsseln, Pfannen usw. waren vergolbet oder mindestens ver Silber. Für die „besseren Gäste“ gab es goldenes Geschirr, das außerdem noch mit kostbaren Steinen geziert war. Fachleute haben vor dem Kriege den Wert dieser Einrichtung auf 20 Millionen Mark geschätzt. Natürlich wollen Dollarsönige diesem exotischen Herrscher nicht nachsehen. Der kalifornische Millionär John A. S. hat in seinem luxuriösen Wohnsitz in der Nähe Philadelphias eine Küche, deren Einrichtung die Kleinigkeit von 6 Millionen Dollar gekostet hat.

Die Verschwendungssucht der Kaiserinnen, Königinnen, Fürstinnen und anderer „hoher“ Weiblichkeiten ist allgemein bekannt. Für Kleidung, Spitzen und Schmuck wurden unsinnige Summen geopfert. So hatte Elisabeth von Rußland ungeheure Garderobereengen. Bei ihrem Tode fand man mehr als 15.000 Kleider, von denen die meisten nur einmal, manche sogar überhaupt niemals getragen worden waren. Zwei Riesenkisten mit seidenen Strümpfen, über 4000 Paar Schuhe und Pantoffeln, ganz abgesehen von den Schränken und Truhen voller Stoffe, Spitzen Bänder, Unterwäsche usw., vervollständigten diesen Besitz.

Als Taj Kubal, die Gemahlin des hindostanischen Herrschers Jehan, starb, wurde ihr ein Grabmal errichtet. Es liegt in dem hindostanischen Orte Agra, besteht aus Marmor und ist mit Millionen edelster Steine angelegt, unter denen sich seltene Stücke von Jaspis, Türkisen, Opalen, Amethysten und Saphiren befinden. Viele hundert Fürsten und Große aus aller Welt stifteten diese Steine, und 2200 Menschen

arbeiteten zwanzig lange Jahre an der Vollendung dieses Bauwerkes. Obendrein wurden diese 2200 Arbeiter nicht einmal entlohnt. Es waren Gefangene und Sklaven anderer Fürsten, die von ihren Herren nur „gestellt“ worden waren und von ihnen auch verköstigt wurden. Trotzdem kostete das Grabmal über sechzig Millionen Mark.

Ludwig XIV. von Frankreich, der Schöpfer der luxuriösesten Moden, trug Allongeperücken, von denen jedes einzelne Stück 1000 bis 5000 Taler kostete. Dabei muß man noch den damaligen Wert eines Talers in Betracht ziehen.

Es gibt auch ganz „einfache Menschen“, gewöhnliche Sterbliche, die aufs verschwenderische gelebt und gewirtschaftet haben. In einer französischen Zeitung aus dem Jahre 1928 werden die Ergebnisse der Versteigerung des persönlichen Nachlasses der berühmten Sängerin Henriette Sontag mitgeteilt. Damals wurden versteigert: 1700 Porzellanstücken mit massiver Vergoldung, 13 Kaffeefervices aus Silber und 28 aus feinstem Porzellan, 7 Damenuhren mit Brillanten und 31 ohne Brillanten, ein Halsband aus Edelsteinen und 18 Halsketten aus massivem Golde, 2200 Pariser Damenhandschuhe, 24.000 Ellen Batistuleinwand, 1800 Körbe Champagner, 540 kleinere Schmucksachen aus Gold und 77 wertvolle Porträts der Künstlerin selbst.

Vorlesung.

Auf einem hohen Turm stand eine Mutter mit ihrem Kinde.

Das Kind fiel ihr aus den Armen.

Zur selben Zeit fiel ein anderer Gegenstand. Er war von Umfang wie das Kind. Von gleichem Gewicht wie das Kind. Die Anziehung der Erde, der Widerstand der Luft . . . alles, was Einfluß hatte bei dem Fall . . . war bei diesem Gegenstand wie bei dem fallenden Kinde.

Doch das Kind lebte und hatte eine Mutter, die sich die Haare ausraufte vor Verzweiflung.

An dem andern Gegenstand war nichts gelegen.

O Gott, o Gott, mein Kind, mein liebes Kind, jammerte die Mutter.

O Gott, behüte mein Kind!

Niemand betete für das andere Ding.

Und nebeneinander sausten die beiden fallenden Körper hernieder mit gleicher Schnelligkeit.

Und die Natur — es war vor Newton . . . dennoch wußte sie genau, wie sie fallen lassen mußte! — die Natur ging ihren Gang. Sie berechnete ganz ruhig die Quadrate . . . sorgte für mehr Widerstand unten, wo die Luft weniger dünn ist . . . zog dieses Mehr ab von der Schnelligkeit . . .

Noch einmal rief die Mutter:

O Gott, mein Kind, mein liebes Kind!

Das Kind fiel unten auf, zerschmetterte. Die Mutter, die vergebens gebetet hatte, starb. Der Vater von dem Wichtigen wurde wahnsinnig . . . usw.

Doch der Sad mit dem Stork, oder der Schinken, oder was es sein mochte, das gleichzeitig mit dem Kinde vom Turme fiel, blieb ein Sad mit Stork, oder ein Schinken, und sah aus, als wenn nichts geschehen wäre.

Dennoch war nicht gebetet worden für diesen Stork.

Ob es so „gut“ ist? Gewiß, gewiß! Die mindeste Abweichung würde Verwirrung zuwege bringen, und dadurch Unglück stiften, unendlich größer, als das Sterben eines Kindes.

Ich erzähle diese Historie nicht, um eine Betrachtung von der Natur zu geben, sondern

um es ins Auge fallen zu lassen, daß Beten und Bitten nicht hilft, und daß man sein Kind gut festhalten muß, wenn man damit auf einem Turme steht.

Denn — auch hierfür sorgt die Natur — wenn man das tut, wird es nicht fallen. Hierin ist sie ebenso zuverlässig wie in der Anwendung der Gesetze Newtons, das ist: ihrer Gesetze, die Newton zu einem kleinen Teil erforschte, nachdem sie schon seit unendlicher Zeit korrekt fungiert hatten. -

Multatuli.

Vorbildliche Kinder- und Jugendbücher.

Wie soll ein gutes Kinderbuch beschaffen sein? Zahlreiche Verlagsanstalten bemühen sich, diese Frage zu lösen und es sei anerkannt: mit vielem guten Willen und Aufwand von Kosten. Nicht allzu oft ist diesen Bemühungen Erfolg beschieden, manche der Bilder- und Märchenbilder sind mitunter sogar treffliche Beispiele dafür, wie ein Kinderbuch schädlich wirken kann und wie es nicht sein soll.

Ein Kinderbuch soll vor allem den Grundsatze befolgen: „Dem Kinde das Beste und Allerbeste!“ Es soll dem Gedankenreife und der Vorstellungswelt des Kindes angepaßt sein. Es soll das Kind erfreuen, anregen, seine Phantasie beflügeln, soll es belehren, seine guten Instinkte wecken.

Beispielgebend und vorbildlich dafür sind eine Reihe von Kinder- und Jugendbüchern, die im Deutschen Verlag für Jugend und Volk (Wien I, Burggring 9) herausgegeben wurden. Es sind durchwegs Bücher, die mit großem Geschick dem Geschmack des Kindes entsprechen, sein Entzücken hervorrufen, dabei aber auch allen modernen pädagogischen Ansprüchen Rechnung tragen. Man geht wohl in der Annahme nicht fehl, daß zwischen der Herausgabe dieser Bücher und den in Wien musterhaft durchgeführten Schulreformen ein gewisser Zusammenhang besteht.

Da ist vor allem eine Bilderbuchreihe „Kind und Zeit“ für die Kleinsten, von der bisher drei Bändchen erschienen sind: „Frühling“, „Sommer“, „Herbst“. (Preis jedes Bändchens kart. 1.80 Mk.) In allen, lieben deutschen Kinderreimen sind — nicht immer ganz mit diesen im Zusammenhang stehend — schwarze und farbige Bilder gezeichnet und man wird unter den Kinderbüchern nicht allzu viele finden, die so drollig, anmutig und natürlich sind wie diese. Ida Bohatta-Morpurgo hat sie mit feinstem Verständnis für die Kindesseele gezeichnet.

Eingigartig ist auch das in Form eines Bilderbuches erschienene „Oesterreichische Liederbuch“ (1. Teil. Preis kart. 2.70 Mk.). Es heißt: „Minga, Minga, Meia“ und enthält rund 100 kleine Kinderlieder und Kinderspiele mit Noten und eingestrichelten Bildern. Diese zahlreichen Bildchen, gleichfalls von Ida Bohatta gezeichnet, werden allein schon jedes Kinderherz entzücken. Bei der Auswahl der Lieder und Sprüche wurden verschiedene Sammlungen und literaturgeschichtliche Zeitschriften benützt, daneben wurde auch ein Reihe urheberrechtlicher Werke herangezogen. Spielend leicht wird jedes Kind an der Hand der beigedruckten Noten viele dieser reizenden Liedchen und Spiele zu erlernen imstande sein.

Mit lustigen, hübschen Schwarzweißzeichnungen ausgestattet ist eine Serie von vier Büchlein, die für Kinder im Alter von etwa sieben bis neun Jahren bestimmt sind. Schon ihre Namen „Kribbel, Krabbel, Kugelrund“, „Schmid, Schmad, Schmad“, „Fuhelmännchen“, „Gudaus und Purzelheinz“

und „Ruzli-Drumm“ sind drollig, wie erft Text und Bilder! Jedes Büchlein kostet 1 Mark und ist fast 50 Seiten stark.

Ein liebes, anregungsvolles Kinderbuch ist weiters das laut Erlaß des sterreichischen Bundesministeriums für Unterricht zum Unterrichtsgebrauch für die allgemeinen Volksschulen zulässig erklärte „**Mein erstes Geschichtsbuch**“, Erzählungen, Märchen und Gedichte von Annelies Umlauf-Samatsch, Bilder von Ida Bohatta-Morpurgo. (Preis Mk. 1.90). Man kann kaum etwas Ruhmenswerteres über dieses Kinderbuch sagen, als daß es bereits im 55. Tausend erschienen ist.

Ueber ein für die reifere Jugend bestimmtes Buch „**Frohes Schaffen**“ soll demnacht noch gesprochen werden.

Die „Kulturmission“ der Abendländischen Völker.

„In dem letzten Jahre 1926 haben wir Europäer und Amerikaner 40.000 See-Elefanten erschlagen. Droben in der Antarktis. Wir haben in den letzten Jahren in Australien, in Amerika 100 Millionen Singvögel getötet. Dazu 200 Millionen Seevögel, damit unsere Frauen sich Federn auf die Hute stecken. An den Kustten Patagoniens erschlugen wir im letzten Jahre 10 Millionen Robben. Erschlagen? Nein, das ist nicht praktisch, man zieht den Lebenden das Fell vom Leibe. Sie sterben dann von selbst. Unter tagelangen Qualen. Die Gesellschaft für rationalen Fischfang in Kopenhagen, eine einzige Fischereigesellschaft, erbeutete im letzten Jahre 200.000 Walfische. Die werden gleich an Ort und Stelle getötet und zerlegt. 400 Prozent Reingewinn. Auf der Insel Lahson bei Hawaii, da haben wir im letzten Jahr 11 Millionen Albatrosse in Gruben gefangen, dann den Balg abgezogen, dann verhungern lassen. . . Spielen Sie Billard? Haben Sie einen Taschentann? Damit wir solche Gegenstände haben, gebrauchen wir in Europa und Amerika in jedem Jahre 800.000 Kilogramm Elfenbein. Das bedeutet den Tod von 50.000 indischen Elefanten, die mächtigsten Geschöpfe der Erde. . . Eine amerikanische Aktiengesellschaft gründete 1914 auf den Kerguelen eine Betriebsstelle zur Jagd von See-Elefanten. Sie gewann so viel Tran, daß man alle Märkte der Erde mit Fett versorgen konnte. Da kam der Krieg. Mit dem Krieg Hungernot. Was machten gute Geschaftleute? Um ein gutes Geschäft zu machen, schüttete man neun Zehntel aller Vorräte ins Meer, den Rest brachte man auf den Markt. Dank des Krieges mit einem Nutzen von 1000 Prozent. Das ist die christliche Kultur.“

Prof. Theodor Lessing auf dem Brüsseler Kongreß gegen koloniale Unterdrückung und Imperialismus (1927).

Kleine Predigten für Autolenker

Zur Bekämpfung der Unsicherheit auf der Straße veroffentlicht das National Safety Council „**Kleine Predigten für Autolenker**“, von denen folgendes erwahmenswert ist: Es ist besser, in einem Auto langsam als in einer Ambulanz schnell zu fahren. Wer nur mit einer Hand das Steuer rad fat, liebaugelt nicht nur mit seinem Schaf, sondern auch mit dem Tode. — Wer absolut die Bremsen seines Autos nicht inspizieren lassen will, sorge wenigstens dafür, daß er seine Lebensversicherung puntlich bezahlt. — Die gefährlichste lose Schraube an einem Automobil ist oft die lose Schraube im Kopfe des Lenkers. — Die goldene Regel ist die beste Verkehrs Vorschrift, die man je erlassen hat.

Ein Sacco- und Vanzetti-Roman.

„Boston“ — das neueste Werk von Upton Sinclair.

„Langsam, mit unendlicher Geduld, in Qualen, Mißerfolgen, Bergendung, aber dennoch mit sicherer Unerstutterlichkeit wird das Leben des Menschen umgeformt, bereichert, vermittelt der Macht des denkenden Geistes, getrieben durch die Freude und Berzuckung der schöpferischen Tat, gelenkt von dem Verantwortungsgefühl, dem Instinkt des Dienens, die wir unter dem Begriff „Gewissen“ zu umfassen. Es ist unsere Aufgabe, diese höheren Fähigkeiten zu entwickeln, ist das erhabene Ziel, dem wir uns ganz weihen müssen.“
Upton Sinclair.

Der Name Upton Sinclair erscheint wie ein roter Planet im Sternenbanner. Sinclairs Ro-



Upton Sinclair

Zeichnung von Erich Ober.

mane gingen über die ganze Welt und erzählten von einem andern Amerika, von dem Amerika des Klassenkampfes, von der Ausbeutung der „hergelassenen“ Proletarier, von den welterschutternden Aktionen der Borjen-, Eisen- und Dellenkonige, aber auch vom ersten Erwachen des Klassenbewusstseins. Die ereignisreiche Zeit sorgte dafür, daß ihm der Stoff nie ausging. Eines Tages überraschte er die Welt mit seinem nach Umfang und Bedeutung größten Buch „Boston“!

„Der Entschluß, diesen Roman zu schreiben“, so sagt Upton Sinclair im Vorwort dieses im Malik-Verlag erschienenen und von der Büchergilde Gutenberg, Berlin, als Nebenausgabe für ihre Mitglieder zum Preise von 4.50 Mark herangebrachten umfangreichen Werke, „wurde am 22. August 1927, um 9 Uhr 15 Minuten abends gefaßt. Der Anlaß war ein Telefonanruf einer Zeitung, des Inhalts, Sacco und Vanzetti seien tot. Es schien dem Verfasser, daß die Welt die Wahrheit über diesen Fall werde erfahren wollen; seine Annahme erwies sich als richtig: aus fünf Weltteilen ergoß sich wirklich getan, ihre Auerungen sind Briefen über ihn mit der Aufforderung, eben das zu tun, wofür er sich schon entschieden hatte. Ein „zeitgenössischer historischer Roman“ ist eine ungewöhnliche Kunstform und mag einer Erklä-

rung bedürfen. Was die beiden Hauptpersonen, Nicola Sacco und Bartolomeo Vanzetti betrifft, ist dieses Buch keine Dichtung, vielmehr ein Versuch, Geschichte zu schreiben; alles, was sie in meiner Darstellung tun, haben die beiden wirklich getan, ihre Auerungen sind Briefen von ihrer Hand oder den Mitteilungen ihrer Freunde und Widersacher entnommen. Auch diese Freunde und Widersacher treten in eigener Person unter ihren richtigen Namen auf.“

Vielleicht wäre jeder andere Schriftsteller an der ungeheuren Aufgabe gescheitert. Nur die Erfahrung und die Routine konnten diesen Stoff bewältigen helfen. Sinclair erfand eine Verbindung zwischen der Welt der Reichen und der Welt der Armen, eine Millionarwitwe, die angeekelt von dem Sumpf ihrer Familie und ihrer Klasse, in das ausgebeutete Proletariat hinabsteigt und eine alte Frau wird, die sich ein Jahr lang selbst ihr Brot verdient — es soll „drüben“ solche „Fälle“ geben! — und dabei die aus Italien zugewanderten Proletarier Sacco und Vanzetti kennenlernt, deren Kampf und Ende sie miterlebt, mitkampft und deren Testament an die Welt sie schließlich mit hinaus tragen hilft.

Es ist die Zeit der Hochkonjunktur für die amerikanischen Kapitalisten. Auf dem blutigen Acker des Weltkrieges blüht der Profit. Plötzlich wird der „Fendalismus im Gehrock“ durch das Gespenst des Bolschewismus gefort. Die Arbeiter regen sich, zeigen Anfänge von Macht. Da finden sich die Kapitalisten, die sich sonst gegenseitig zerfleischen, zu gemeinsamer Front zusammen, und der weiße Terror reitet seine Atacken. Spitel und Provokateure konjournieren Bombenattentate und Ueberfälle, und Sacco und Vanzetti geraten in die Klauen der Justiz. Der Bestechungsring schließt sich um sie, ein Exempel soll statuiert werden. Entlastungszeugen werden arbeitslos, Dolmetscher lügen, Weineide werden ungestraft geschworen, die Klassenjustiz reißt sich selbst die Maske ab, und die organisationsfeindlichen Anarchisten können etwas lernen von der organisierten Macht des Staates. Und während ein Skandalproze zwischen Millionären den Beweis dafür liefert, daß die großen Banditen keine Handgelenke brauchen, keine besonderen Polizisten, keine biffigen Richter, foltert der Staat die beiden Märtyrer ihrer Idee in siebenjähriger Haft im Angesicht des elektrischen Stuhles. Saccos und Vanzettis Rechtsanwälte hatten die Partie gewonnen, aber ihre Gegner warfen das Schwabreit um und ihnen die Figuren ins Gesicht.

Endlich geht die siebenjährige Marter zu Ende. „Es gab kein Gesetz, es gab nur den Klassenkampf“ also mußten Sacco und Vanzetti sterben. Tausende von Polizisten, von Kojaken des allmächtigen Dollac, reiten die gegen den Justizmord aufstehenden Massen nieder, die Entrüstung der ganzen Welt wird hohnlachend beiseite geschoben, für 250 Dollar pro Opfer tut der Henker sein Werk. Und von Sacco und Vanzetti bleibt nur ihr Testament an die revolutionären Arbeiter der Welt. Nur? Ihr Leben gehörte der revolutionären Propaganda, ihr Tod war ihr Triumph: die ganze Welt horchte auf.

Upton Sinclairs Roman „Boston“ läßt dieses Testament wieder lebendig werden. Die Riesenauflagen der Bücher Sinclairs sind das einzig richtige Fundament, von dem aus die gemordeten Brüder der 10 Millionen Arbeiter der Welt zu ihren Kameraden sprechen.

Es ist ein dickes Buch geworden, ein Bolkentrager unter den Romanen der Gegenwart. Dieser Umfang ist eine Notwendigkeit. Nur so konnte Sinclair das Bild der Stadt Boston

einem Kolossalgemälde von ganz Amerika er-
weitern. Nur so konnte Sinclair aus den Na-
men Sacco und Vanzetti eine Formel des
Klassenkampfes werden lassen, ein Signal:
Sacco und Vanzetti — Gerechtigkeit und Frei-
heit!

Die schönsten Stellen des Romans sind die
im Wortlaut übernommenen Reden und Briefe
der beiden gemordeten Kameraden. Nachwelt,
höre sie an! Höre sie an, um sie nie wieder zu
vergessen.

Was mancher nicht weiß.

Die erste Zigarettenfabrik in Deutschland
wurde von der Firma La Ferme im Jahre
1862 begründet; 1926 stellte man in Deutsch-
land im ganzen bereits mehr als 35 Milliarden
Zigaretten her. Die Leistung der Zigaretten-
maschine „Triumph“ beträgt 1000 Stück in der
Minute.

Die von Owen erfundene Flaschenmaschine
stellt täglich ganz selbsttätig 1500 Flaschen her
und hat zu ihrer Bedienung nur drei unge-
lernete Arbeiter nötig.

Die erste Laute fertigte der persische Philo-
soph Manes, der Stifter der Manichäerlehre,
aus einer Schildkröten- oder Schildkröten-
schale. Laute ist die per-
sische Bezeichnung für Schale.

Die Apfelsine wurde um 1500 von den
Portugiesen unter dem Namen „chinesischer
Apfel“ im Süden von Europa angepflanzt. Im
18. Jahrhundert kam der Name Apfelsine. d. h.
Apfel aus Sin oder Sine, auf.

Die älteste Nachricht über die Zigarre
findet sich in der 1555 erschienenen „Geschichte
Nicaraguas“, wo der Verfasser von „gerollten
Krautblättern“ der Indianer redet.

Die Georgine oder Dahlie, eine bekannte
Gartenblume, trägt ihren Namen nach dem
Petersburger Naturforscher Georgin und dem
Deutschen Dahl.

Der Berliner Graf Litzke erhielt 1855 die
Erlaubnis zur Aufstellung der später nach ihm
benannten Aufschlagtulen.

— Allerlei. —

Milionsstädte. Nach neueren Zählungen
rangieren folgende Städte an der Spitze der
Welt: New York mit 9.250.000, London mit
7.666.000, Paris mit 4.550.000, Berlin mit
4.500.000, Chicago mit 3.600.000 und Phila-
delphia mit 2.700.000 Einwohner. Mehr als
zwei Millionen hat noch Tokio, mehr als
eine Million: Glasgow, Birmingham, Moskau,
Leningrad, Budapest, Wien, Konstantinopel,
Warschau, Peking, Hankau, Schanghai, Kanton,
Bombay, Buenos Aires, Rio de Janeiro, Sid-
ney, Detroit und Hamburg (1.100.000). Das
Wachstum der Städte ist ganz verschieden. In
den letzten 50 Jahren ist Los Angeles 100mal
größer geworden (von 8000 auf 800.000!), Offen-
bach zwölfmal, New York achtmal, Duisburg
siebenmal, Chicago, Leipzig Köln, Dortmund,
Düsseldorf, Cleveland (Ohio) fünfmal, Hamburg,
Berlin, Buenos Aires und Prag viermal.

Die kleinste Republik. Die kleinste Repu-
blik ist Tadalora, eine Insel im Mittel-
ländischen Meer 7 1/2 Meilen von Sardinien ge-
legen. Die Länge von Tadalora beträgt nur
1600 Meter, und es wohnen nur 55 Einwohner
dort. Die Souveränität über die Insel wurde
im Jahre 1836 dem „Havie Barteleoni“ über-
tragen und die friedliche Regierung unter Paul I.
dauerte bis 1882. Als er starb, hat das Volk
die Republik ausgerufen. Nach der Staats-
verfassung wird der Präsident immer für zehn
Jahre gewählt. Männer wie auch Frauen sind
in Tadalora wahlberechtigt.

17 Heiraten in der Stunde. Ein Statistiker
hat ausgerechnet, daß in New York in jeder
Stunde 17 Heiraten geschlossen werden, wobei
allerdings der „Arbeitstag“ nur mit 8 Stun-
den angenommen wird. Derselbe Gelehrte hat
auch die Zahl der täglichen Telefongespräche
in der Riesengroßstadt statistisch zu erfassen ge-
sucht. Danach werden innerhalb 24 Stunden 16.410.000
Anschlüsse vermittelt, so daß 119 Anrufe auf
die Sekunde entfallen. Der Mann muß viel
Zeit haben.

Verpachtete Floßjagd. Die Daphnie (zur
Gattung der Kruster gehörig) — vollstän-
dige Bezeichnung „Wasserfloß“ — ist ein sehr be-
gehrtes Lebendfutter für unsere Aquari-
enhalter, das besonders für Großstadtvögel nur
noch sehr schwer zu beschaffen ist. Es ist deshalb
schon seit Jahren üblich, daß stehende Gewässer,
Tümpel usw., die diese Kruster enthalten, von
den Eigentümern (Gemeinden, Gütern usw.)
den interessierten Vereinen gegen Zahlung einer
jährlichen kleineren Pachtsumme überlassen wer-
den. Auch zoologische Handlungen sind Pächter
solcher Tümpel und der „Wasserfloß“ ist wäh-
rend der Sommermonate in allen Zier-
gärten käuflich zu erhalten. Diese sogenannte
„Jagdgesellschaft“ ist also nichts Neues.

— Weiteres. —

Die Standhafte. Am Polsterabend sagt der
Bräutigam: „Liebling, ich kann nicht länger
warten. Laß mich schon heute in dein Schlaf-
zimmer ein. Dir kann es doch nichts ausmachen,
da wir ja morgen getraut werden.“ — „Nein,
diesmal bleibe ich standhaft, denn ich bin schon
einmal darauf hineingefallen.“

Sächsisches, Allsächsisches. Ein leicht An-
getrunkenener muß auf dem Wege nach seiner Be-
hausung am Napoleonsstein vorüber. Dabei hält
er folgenden Monolog: „Eiße, mei lieber Na-
boliche, jetzt geht mir's grade wie dir Anne da-
zumal. Mir hamm uns alle beide zu viel zuge-
munt, un das haut een dann ganz elend zusam.“

Nichts zu machen. Gestern abend wollte die
Mutter mit unserem Vierjährigen beten: „Lie-
ber Gott, ma' mich fromm, daß ich in den Him-
mel komm!“ Der junge Mann verzichtete groß-
mütig: „Ich will gar nicht in den Himmel, ich
will bei euch bleiben und Chauffeur werden.“
Seine Frau hat die Beistunde eingehen lassen.

Radio. Der Radioreporter wird von dem
Direktor des zoologischen Gartens durch die
Abteilungen geführt. Vor den Affenfächern ent-
spricht sich folgender Dialog, den das Mikrophon
auf den Sender überträgt: — Der Direktor:
„Das hier ist unser Schimpanse! Ein ungewöhn-
liches Prachtexemplar.“ — Der Reporter: „Und
der Affe daneben?“ — Der Direktor: „Das ist
das Weibchen.“ — Der Reporter: „Sie sieht
nicht so gutmütig aus wie er.“ — Der Direktor:
„Das haben Sie ausgezeichnet beobachtet, Herr
Doktor. Sie macht unserem Wärter manchmal
Schwierigkeiten. Nicht wahr, Wärter?“ — Der
Wärter brummt: „Ja — ja, und ob!“ — Der
Reporter: „Frauen haben ihre Rufen. Ver-
tragen Sie sich denn in der Ehe?“ — Der Direk-
tor: „Wie beliebt?“ — Der Reporter: „Ich
meine, ob ihre Ehe gut ist?“ — Der Direktor:
„Ach so, Sie meinen die Schimpansen, Herr
Doktor?“ — „Ja, — ja, die führen eine aus-
gezeichnete Ehe.“

Ausweg. Saphir war nicht leicht zu bewe-
gen, Arznei einzunehmen. Als ihn einst der
Arzt besuchte und ihn fragte, ob er dem
Rezept gefolgt sei, antwortete er: „Wenn ich
Ihrem Rezept gefolgt wäre, hätte ich mir den
Hals gebrochen, denn ich habe es aus dem Fen-
ster geworfen.“

Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an
Gen. Alois Paß, Druck- und Verlagsan-
stalt, Teplitz-Schönau, Tischergasse.
(3. Fortsetzung.)

Doppelschritt der Mittelbauern.

Bild 3.

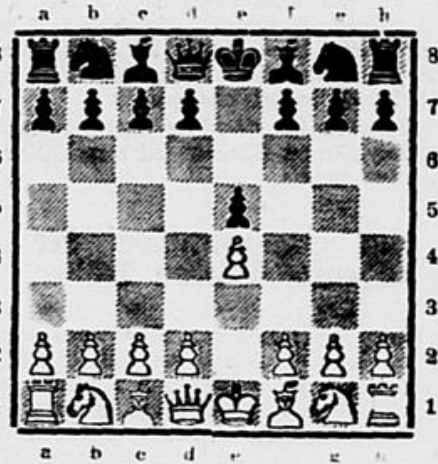


Bild 3 zeigt uns also nach vollzogenem
ganzen Zuge e2—e4, e7—e5 die normale
Königsbauerneröffnung.

Zieht man statt 1 e2—e4, e7—e5 die
Bauern d2—d4, d7—d5, so ist dies die nor-
male Damenbauerneröffnung.

Die vorgeschrittenen Bauern sind jetzt
unbeweglich, sie stoppen, blok-
kieren einander, weil sie nicht so
schlagen, wie sie ziehen. Der weiße Bauer
e4 würde erst wieder lebendig, beweglich
werden, wenn zum Beispiel in Bild 3 auf
d5 oder f5 ein schwarzer Stein stünde; sein
Gegner, der schwarze Bauer, e5 ähnlich,
wenn ein weißer Stein auf d4 oder f4 sich
aufstellt. Analog verhält es sich mit den
Bauern d4 und d5 bei der Damenbauern-
eröffnung. Dann kann der neue Stein von
dem blockierten Bauer geschlagen werden.
Siehe Bild 4.

Schlagmöglichkeit.

Bild 4.

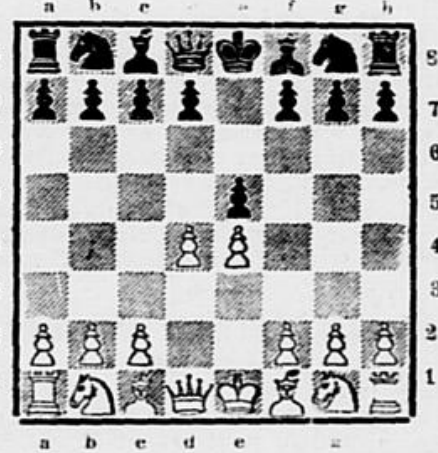


Bild 4 zeigt uns die Schlagmöglichkeit
nach

- 1. e2—e4, e7—e5.
- 2. d2—d4.

Das Schlagen erfolgt, wie bereits ange-
deutet, indem der weiße Bauer entfernt und
an seine Stelle der eigene Bauer gesetzt
wird.

Nach dem Schlagen verwandelt sich zum
Beispiel die Stellung Bild 4 in Stellung
Bild 5. (Folgt in nächster Nummer.)